

btb

## Buch

Mendel Adenauer stammt aus einer Familie assimilierter Juden, die den Holocaust überlebt haben. Mendel, 1957 geboren, hält instinktiv Distanz zum Christentum, der Welt, die ihn umgibt. Dann, im Abiturjahr, verliert er seine ganze Familie. Die Großeltern sterben kurz nacheinander, die Mutter wandert nach Israel aus und fährt dort mit dem Jeep auf eine Mine. »Wir sind wie die Dinosaurier. Wir sterben auf einen Schlag aus«, sagt er einmal.

Als auch noch sein bester Freund nach England geht, entfernt sich der Außenseiter Mendel zusehends von der realen Welt. Er streift nächtelang über die Felder und durch die Wälder vor der Stadt, überläßt sich seinen Erinnerungen und Träumen, wird von Halluzinationen heimgesucht. Nur Anna ist ihm noch geblieben, seine große Liebe; sie ist die Tochter eines adligen Großgrundbesitzers, der im Krieg »auf der falschen Seite« stand. Bei ihr sucht er Zuflucht, während die Stimmen und Geschichten in ihm immer lauter werden.

## Autor

Marcel Möring wurde 1957 in Enschede geboren und lebt mit seiner Familie in Rotterdam. Für seinen ersten Roman »Mendel« erhielt er 1991 den wichtigsten Debütpreis der Niederlande, den Geertjan-Lubberhuizen-Preis, und gilt seitdem als einer der bedeutendsten zeitgenössischen Literaten des Landes.

## Marcel Möring bei btb

Modellfliegen(72917)

Marcel Möring

# Mendel

*Aus dem Niederländischen  
von Helga van Beuningen*

btb

Die Originalausgabe erschien 1990 unter dem Titel  
»Mendels erfenis« bei J. M. Meulenhoff bv., Amsterdam.

**Umwelthinweis:**

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der btb-Verlag ist einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House.

**1. Auflage**

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2004

Copyright © der Originalausgabe 1990 Marcel Möring

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe

2003 beim Luchterhand Literaturverlag,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Ute Klaphake

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

SR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72916-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*Eins*



# I

»Das ist ein sehr schöner Chablis«, sagt Wessel. Er beugt sich über die Armlehne seines Sessels, hebt die Flasche aus dem beschlagenen Kühler und gießt eine kleine Weinpfütze neben Mendels Glas. Er legt seine Füße auf die Fensterbank. Ein schwaches Lüftchen geht durch das Gestrüpp am Bahndamm, in der Ferne ächzt ein Zug. »Das«, sagt er, »ist das Leben.«

Der Sommer ist ein Meer. Er geht nicht weg, er zieht sich in sich selbst zurück. An den verdorrten Sträuchern am Bahndamm hängen noch immer Brombeeren, bizarr und schwarz wie Tropfen geronnenen Bluts, und auf dem geklinkerten Weg zwischen den Häusern und dem Damm wispert Laub im Abendwind. Die Luft, die sacht durch die offenen Fenster hereinweht, ist schwer und süß, und die Vögel singen, als wollten sie das Hereinbrechen des Abends aufhalten, damit es ewig dämmrig bleibt, der Himmel für immer indigoblau, alles voll Erwartung. Aber es ist September, zwar ein September wie August, aber September.

Abend für Abend sitzen sie am Fenster, in den beiden einzigen Sesseln, die Mendel im Haus gelassen hat. Sie reden, sie trinken, sie hören Radio, lauschen

dem Geheul und Geknarze aus fernen Ländern. Manchmal ziehen sie sich nachts ihre Mäntel an und gehen hinaus. Dann marschieren sie den Ring entlang durch die Stadt, eine Flasche Wein in der Hand, aus der sie abwechselnd trinken, bis sie auf den Feldern außerhalb der Stadt sind, trunkener vor Erwartung als vom Wein. Dort draußen streifen sie die ganze Nacht umher. Sie erschrecken vor den Wacholdersträuchern auf der Heide, sie schauen einer Eule nach, die dicht über einen Bauernhof streicht, sie sitzen auf einem Grabhügel am Rand eines Birkenwäldchens und blicken über das dunkle Land.

Doch an diesem Abend sitzen sie am offenen Fenster, schweigend. Sie starren ins Dunkel und lassen sich vom Weißwein wiegen, der in einem Kühler zwischen den Sesseln steht.

»*Ein falscher Schritt*«, hat Mendel vor einer Weile gesagt, »*ein falsches Wort*, und alles ist weg, *The Piper at the Gates of Dawn*, Abende, an denen es neunzehnhundertachtzig und gleichzeitig neunzehnhundertfünfzig ist. *Eine* Bewegung, und alles ist anders.« Was er eigentlich sagen (oder, besser noch, singen) wollte, war: Mein junges Leben hat ein End. Denn so scheint es: Die geheimnisvollen Jahre sind vorbei, in wenigen Tagen geht Wessel nach England. Mein junges Leben hat ein End, wollte er sagen und, wenn er das Pathos dieser Worte nicht gescheut hätte: Hier ist das Dämmerland durchquert, hier weicht der Nebel, hier verläßt Le Chevalier Mal Fet den verzauberten Wald. Das wollte er sagen, aber er schweigt.



Er lauscht dem Rauschen des leeren Hauses und trinkt seinen Wein.

»Leer«, sagt er. Er hält das Glas vor sich und dreht es am Stiel herum. »Mein Glas wurde vollgeschenkt und ist nun leer. Ich vermehre keinen Wein, ich teile ihn.

Teilen im Sinn von Verringern«, sagt er, während Wessel aufsteht und im leeren Haus verschwindet. »Ein umgekehrter Messias.« Er schaut hinaus und lauscht in die Nacht. In dem vom Fenster eingerahmten Dunkel flackern die Fragmente des Traums, den er schon seit einigen Monaten träumt. Er liegt unter einem klaren schwarzen Himmel, in einer warmen Nacht, auf einer endlosen Sandfläche, über ihm ein großer Mond. Er steht auf und blickt sich um. In der Ferne ist eine Oase, ein runder Teich, über den sich drei Palmen beugen. Er geht dorthin, langsam, argwöhnisch, aber als er näher kommt und die Bäume und der Teich nicht verschwinden, rennt er, bis er ins laue Wasser fällt. Er trinkt, als hätte er seit Tagen nicht getrunken. Süßwasser strömt in ihn. Süßwasser strudelt wie ein Fluß durch seinen Körper. Wasser, süß wie Soße. Er läßt sich fallen. In seinen Ohren saust es, sein Körper erschlafft. Er bleibt so lange unter Wasser, daß er sich kurz fragt, wie es kommt, daß er nicht ertrinkt. Dann richtet er sich auf und schüttelt den Kopf. Er blickt sich um. Der Sand ist im Mondlicht eine bronzene Palette, gebrochen von schwarzen und dunkelblauen Windkräuselungen, in der Ferne Dünen, rot wie schwerer Wein.

Für einen Moment tritt er aus sich heraus und sieht sich, wie er da steht: ein Junge mit nassen Haaren, bis zur Taille in einem runden Teich, schwarze Tümpel als Augen in einem hungrigen Gesicht. Er sinkt zurück und läßt sich auf dem Rücken treiben. Der Mond lugt durch die Wedel der Palmen, neben dem Mond verläuft die neblige Spur der Milchstraße. Milch aus Heras Brüsten. Er ist ohne Gewicht, ohne Wünsche.

»Haben wir diesen Sancerre schon probiert?«

Er beugt sich über die Lehne seines Sessels und blickt sich um. Zwischen den Bleiglastüren, die das monderhellte Vorder- und Hinterzimmer trennen, steht ein blauer Schatten. Ein Gedankenfetzen steigt ihm in den Kopf.

»Wir haben nur einen Kühler.«

Wessel kommt näher und hebt den Arm. Er trägt eine schwarze Blumenvase, aus der der Hals einer Flasche ragt.

»Ich schlage vor«, sagt er, während er die Flasche entkorkt, »wir stellen jetzt mal einen sorgfältigen Vergleich an. Als erstes dieser Sancerre.«

Mendel hebt die Hand und läßt sich den Wein reichen. Er inspiziert das Etikett sehr genau, er betrachtet die Flasche, ihre wehrlose, zarte Linie. Dann setzt er die Flasche an den Mund. Das kühle Glas berührt seine Lippen, der Duft eines Kirschgartens steigt ihm in die Nase. (Vor langer Zeit, als seine Mutter zu ihm ins Krankenhaus kam. Sie füllte das Zimmer mit einem herben Parfüm, einem Duft, der klirrte wie Eis-

würfel in hohen Gläsern. Als er sie ansah, bewegte sich ihr Mund. Er hörte sie nicht. Er wollte ihr antworten, doch eine Blase stieg in seine Kehle, eine Blase, wie man sie aus Spucke macht, nur zäher und träger. »Bw-ech ...«, hatte er gesagt. Später war sie noch einmal gekommen, und er hatte sie nicht erkannt. Er hatte Angst vor ihr: ein verzerrtes Gesicht, Augen in ungleicher Höhe, eine schiefe Nase, ein absurdes rotes Geschlängel, wo ihr Mund hätte sein sollen. Erst als sie sich über ihn beugte und er den Duft ihres Körpers roch, wußte er, wer sie war.)

»Mein Gott«, sagt Wessel. »Das ist ein Grand cru. Du setzt einen Grand cru an den Mund!«

Er läßt die Flasche sinken und starrt zum dunklen Bahndamm. Dann steht er auf, schwindlig vom langen Sitzen. Er winkt Wessel und geht aus dem Zimmer.

Im gelben Schein der Glühlampe ähnelt das Zimmer seines Großvaters noch mehr einem Sarg als sonst. Die Holzwände, der Holzfußboden und die Holzdecke, alles strahlt und glüht im sanften Lampenlicht. Er steht in der Mitte des kleinen Raums und sieht sich um. Er riecht Zigarren.

Das Kämmerchen hat keine Fenster, es hängt mitten im Haus, zwischen der Decke des Wohnzimmers und der Stelle, an der die Treppe eine Biegung macht. Es ist ein Schwalbennest aus Brettern. Drei Wände sind mit sorgfältig geordneten Bücherschränken zugestellt. Der Diwan, auf dem sein Großvater immer

las, steht an der vierten Wand. An seinem Kopfende lehnt ein wackliger kleiner Tisch, der mit erbsgrünen Mappen und Papierblättern bedeckt ist.

»Das Allerheiligste?« sagt Wessel.

»Der Ort des Wortes«, sagt er, »die Arche mit den Gesetzestafeln. Ich bin hier noch nie allein gewesen.«

»Die ganze Zeit?«

»Seit meine Großeltern tot sind, seit meine Mutter weg ist.«

»Warum nicht?«

»Das war das Zimmer meines Großvaters.«

»Und warum jetzt?«

Warum jetzt. Er weiß es nicht. Hier steht er, Weinflasche am Hals gepackt, der Körper warm, bedeckt mit einem feuchten Film von der Hitze, vom Treppensteigen, vor Erwartung. Was tut er hier? Seit er allein ist, ein Jahr, anderthalb Jahre mittlerweile, streift er abends durch leere Zimmer, alle Zimmer, außer diesem.

Er geht zu den Bücherwänden und liest Titel. Vom kleinen Tisch neben dem Diwan nimmt er eine Mappe. Er lehnt sich gegen den Tisch und schlägt die Mappe auf, die er in der Hand hält. Das oberste Blatt des von der Mappe zusammengehaltenen Papierstapels ist eine in der Schrift seines Großvaters hingeschluderte Inhaltsangabe.

1. *Liste Kommandantur: Personen jüdischer Abstammung,*
2. *Diverse Verbote und Gesetze betr. Juden,*

3. *Über die Aufnahme von D.P.s (materielle Unterstützung ausschließlich für »Niederländer«!),*
4. *Generalstaaten, Warnung: Achtung vor Juden und Landstreichern.*

Darunter: *Reichsarchiv, Gemeindearchiv/Plakate, Menco.*

Nachdem sein Großvater den Friseurladen verkauft hatte, widmete er sich ganz seiner privaten Erforschung der jüdischen Geschichte der Stadt. Bis er krank wurde, ging er täglich mit seinen Mappen ins Archiv.

Er blättert um. Die Gesetze gegen die Ansiedlung von mehr als drei jüdischen Familien sind kopiert, die Verordnung, die es Juden verbietet, Land zu besitzen und bestimmte Berufe auszuüben, sowie die Bestimmung, daß der Friedhof außerhalb der Stadtgrenzen liegen muß. *Magnus (1722) wollen eine Haus kaufen*, liest er, und: *Ostern schlagen Juden*. Die Schriftzüge sind zittrig, die Sätze prall vor Ohnmacht. Die unsichere Schrift, die zähflüssigen Notizen, es sind die Anzeichen eines langsamen Weggleitens. *Lena Schuhe*. Es ist, als habe sein Großvater bei seinem Streifzug in die Geschichte seiner Stadt einen Punkt erreicht, an dem er nicht mehr imstande war, seine Gedanken in grammatikalisch korrekte Sätze zu fassen.

Sogar jetzt, mehr als zwei Jahre nachdem das alles passiert ist, läßt sich schwer ausmachen, wie und in welchem Moment die Versteinerung seines Großvaters eintrat. Seine Großmutter hatte ihn morgens,

als sie ins Geschäft ging, am Fenster ihres gemeinsamen Schlafzimmers stehen sehen, und da winkte er. Das war um sieben. Ruth brachte ihm kurz darauf das Frühstück ins Schlafzimmer, und obwohl er noch immer am Fenster stand, blickte er sich um, als sich die Tür öffnete, und lachte ihr zu. Er sah gesünder und glücklicher aus als im ganzen vergangenen Jahr, sagte sie später. Das war um halb acht. Erst als Mendel das Zimmer betrat, eine Viertelstunde danach, stellte sich heraus, daß das Frühstück nicht angerührt war und daß er sich nicht mehr bewegte.

Er stand am Fenster, noch immer, und reagierte nicht auf das Öffnen der Tür. Mendel dachte, er habe einen seiner Anfälle von Melancholie. Er stellte sich neben ihn und starrte aus dem Fenster, nach unten, auf die Straße, wo Männer auf schwarzen Fahrrädern durch den leichten Regen zur Arbeit fuhren, Ledertaschen an die Stange geschnallt, hier und da einer mit einer umgedrehten Pfeife im Mund. Sie standen nebeneinander und schauten auf das nichts-sagende Draußen, ein paar Minuten lang, drei, vier, höchstens fünf, als sein Großvater mit schwerer Zunge und leicht gedrehtem Kopf ein Wort sagte. Er sagte: »Thach.«

Zuerst verstand er nicht, was er meinte, dann wurde ihm bewußt, daß sein Großvater seinen vor mehreren Minuten ausgesprochenen Gruß erwiderte.

»Wonach schaust du?« fragte er.

Es blieb still. Sie starrten wieder hinaus, während Mendel aus den Augenwinkeln zusah, wie sich der

Kopf seines Großvaters langsam, äußerst langsam in Richtung Tür drehte. Viele, viele Minuten später drehte er den Kopf zurück, und noch später gab er eine Antwort auf die Frage. Seine Stimme war die Stimme eines Mannes, dessen Zunge in Kieselsteinen vergraben liegt. Er klang erstaunt, auch ein klein wenig verzweifelt, als bewundere er seine plötzliche Trägheit und entschuldige sie zur gleichen Zeit.

»Hes rechet«, sagte er.

Er schlägt die Mappe zu und legt sie hin. Er nimmt die Mappe darunter und findet Zeitungsausschnitte (*Pogrom in Polen: 42 Tote. Neun russische Ärzte verhaftet*), einen radförmigen Radiergummi, zwei glattgestrichene Zellophanstücke, die nach sauren Drops riechen, und lose Blätter, die immer unleserlicher mit ein und demselben Wort vollgekritzelt sind, von unten nach oben, auf beiden Seiten, Zeile um Zeile, als sei es eine Schreibübung, als habe sein Großvater versucht, seine alte fließende Schrift wiederzuerlangen. Es ist ein zittrig hingekritzelttes Wort. Es sieht aus wie von niemandem geschrieben. *Maschiach* steht auf dem Papier.

»Nicht?«

Er blickt auf. Wessel hält eine tropfende Flasche hoch. Er nimmt sie und schließt die Augen. Den Kopf in den Nacken gelegt, trinkt er. Sein Adamsapfel tanzt im Rhythmus des Weines. *Maschiach. Lena Schuhe. Magnus wollen eine Haus kaufen.* Ein Schluck pro Wort, Wein für Sprache. Wenn ich genug trinke, denkt er, heute abend, morgen abend, dieses Jahr, wenn ich

genug trinke, löse ich die Wörter vom Papier. Verflüssigen werden sie sich, und sie werden davonfließen, über den Fußboden, über die Holzterappe mit den drei Stufen, nach unten, aus dem Haus. Auf der Straße füllen sich die Rinnsteine, durch würgende Gullys werden sie fließen, durch die Kloaken, durch ... Ich werde, denkt er, während er spürt, wie der Wein ihn durchströmt, ich werde trinken, bis ich ein Mensch bin. *A mensch.* Ich werde mein Leben waschen in Wein, ein Trankopfer werde ich darbringen, in mir selbst, bis ich gereinigt und wiedergeboren bin. *Maschiach.* Encephalitis lethargica. Die Lichtfünkchen auf Vanderberghs Stethoskop, der die Schläuche um die blinkenden Bügel wand und das Instrument in seinen Koffer legte. Das weiche Klicken lange benutzter Schnallen. »Schlafkrankheit. Zumindest sieht es danach aus, und wenn wir berücksichtigen, daß er im vergangenen Jahr Symptome einer atypischen Demenz aufwies, ist das gar keine so abwegige Diagnose.«

Ein selbstgefälliges Orakel medizinischer Erkenntnis vor einem verständnislosen Trio betroffener Familienangehöriger.

»Lena«, hatte er gesagt, der alte Hausfreund, der Vorstandsvorsitzende der jüdischen Gemeinde, der Arzt, »er befindet sich in einem Zustand tiefer ... tiefer ... Trance, könnte man sagen. Er hört uns, er sieht uns, aber er kann seine Erstarrung nicht durchbrechen. Er ist geistig völlig gesund, aber er ist eingeschlossen in einem versteinerten Körper. Die Welt



um ihn dreht sich, aber er steht still. Sozusagen eine lebende Statue.«

Abends, nach Vanderberghs Besuch, als der alte Mann (er war auf einen Schlag zu einem alten Mann geworden, eingefrorene Falten, Haar wie bereifte Zweige) oben im Bett war, hatten sie im lampenerhellten Zimmer Familienrat gehalten.

»Wie heißt es?« fragte seine Großmutter abwesend.

»Encephalitis lethargica«, sagte er, »Schlafkrankheit.«

»Schlafkrankheit.« Ihre Stirn kräuselte sich, als müsse sie plötzlich an etwas Bekanntes denken. »Schlafkrankheit.« Sie zuckte mit den Achseln und schüttelte den Kopf. Sie sah ihn an: »Ich glaube nicht, daß es schlimmer ist als das, was wir dachten.«

Aus den Augenwinkeln heraus sah er den verzweifelten Ausdruck seiner Mutter. »Er ist nicht dement«, sagte er zu ihr. »Er ist geistig völlig in Ordnung. Er kann nur nicht mehr wach werden, er ist erstarrt.«

»Es ist besser als Demenz«, sagte seine Großmutter. Sie richtete ihren Blick auf den Stuhl, auf dem ihr Mann immer las, inmitten einer Hügellandschaft aus Zeitungen und Zeitschriften. »Ich darf nicht daran denken, daß er im Laufe der Jahre womöglich glaubt, ich sei seine Mutter.«

Er blickte auf das flackernde Licht unter der verchromten Teekanne und fragte sich, wie es wohl sein mochte, zu leben und sich nicht zu bewegen.

»Da muß jetzt wohl einiges geregelt werden«, sagte seine Großmutter. Sie beugte sich vor und schenkte Tee ein. Er nahm die Schale mit den Keksen und ging damit herum. Seine Großmutter nahm einen, ein wenig achtlos, seine Mutter schüttelte bestürzt den Kopf.

»Erstens muß immer jemand im Haus sein, um ihn zu versorgen.«

Er sah, wie seine Mutter gequält schluckte.

»Ich bin gern bereit, zu Hause zu bleiben«, sagte er.

Seine Großmutter schüttelte den Kopf.

»Du mußt bald studieren, du mußt erst anfangen zu leben. Du kannst dich nicht vergraben, um deinen kranken Großvater zu versorgen.«

»Ich seh das nicht als Vergraben«, sagte er. »Ich bin gern zu Hause.«

Ruth griff zu ihrer Teetasse und nippte bedächtig. Sie stellte die Tasse auf den Tisch und sagte, für ihre Verhältnisse ziemlich entschieden: »Ich bleibe hier. Ich bin immer hiergewesen.«

»Und dann müssen wir auch finanziell etwas regeln«, sagte seine Großmutter. »Ich habe gern etwas Sicherheit.«

Er nahm seinen Tee und lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Es hatte einen Moment gegeben an diesem Tag, an dem er sich fragte, ob er der Mann im Hause werden würde, er war achtzehn und ganz gut in der Lage, das eine oder andere zu regeln, aber es war klar, daß seine Großmutter den Platz ihres

versteinerten Mannes übernehmen würde, sofern sie das nicht schon getan hatte, als er noch gesund war.

»Ich führe die Großhandlung weiter«, sagte seine Großmutter.

Er stellte seinen Tee auf den Tisch und hob die Hand.

»Ich würde gern die Küche übernehmen«, sagte er.

Seine Großmutter sah ihn stirnrunzelnd an.

»Und die Wäsche«, sagte er.

»Du mußt in die Gesellschaft«, sagte seine Großmutter.

»Ich *gehe* in die Gesellschaft«, sagte er.

Sie hatte ihn angesehen, als warte sie auf einen Beweis.

»He. He!«

Er hört auf zu trinken und sieht Wessel an.

»Es ist genug da, wir haben einen ganzen Keller voll.«

Er läßt die Flasche sinken.

»Was ist los?«

Er senkt den Kopf.

Wessel fährt sich mit der Hand durchs Haar und sieht ihn lange an. Dann beginnen seine Augen umherzuschweifen. Er schaut zur Seite, zu dem kleinen Tisch. Er nimmt die Mappe und beginnt zu blättern.

Später an diesem Abend steht er auf dem kühlen Marmor in der Diele, an die Haustür gelehnt. Wessel sitzt auf halber Höhe der Treppe, eine Silhouette.

Unten ist es stockdunkel. Von Zeit zu Zeit sieht Mendel seine eigenen Hände im Schein seiner Zigarette aufglühen.

»Was ist das, *Maschiach*?«

»Messias.«

Das Wort hallt leise nach.

»Messias«, flüstert Wessel. Es klingt, als wäre ein Gewicht an seine Zunge gebunden. »Wo führt dieses Leben bloß hin?«

»Zum Ende.«

Wessel ist ein schwarzer Fleck mit schräggelegtem Kopf, nicht fragend, sondern betrunken. »Gott«, sagt er, die Stimme rauh vom Alkohol, »Mendel, Gott, was ist mit dir passiert, daß du solche Antworten gibst, jedesmal, jedesmal, wenn ich eine ganz normale, sinnlose Bemerkung mache.«

Was ist passiert, daß sein und mein Leben in verschiedene Richtungen gehen? denkt Mendel. Warum sagt sein Kummer mir nichts?

Aus dem Dunkel der Treppe kommen Schnieflaute.

»Nicht so schlimm«, sagt er, »es gibt Schlimmeres.«

»Das ist es nicht.« Wessels Stimme klingt weit weg. Er atmet stockend. »Das ist es nicht. Was ich damit sagen will, es ist so abstrakt. Ich habe immer alles als geschichtliche Tatsache akzeptiert. Und jetzt schaue ich in *eine* alberne Mappe ... Warum schreibt ein Sechzigjähriger, wie alt war er, die ganze Geschichte auf und schließt mit diesem einen Wort? Neunzehnhundertachtzig. Ein Mann ruft den Messias.«

»Wessel.«

»Du verstehst es nicht. Ich gehe durchs Leben. Ich nehme die Dinge, die sich ergeben. Die in den Büchern stehen. Aber es sind Begriffe. Nicht nur dieser Krieg. Alles. Ist nicht richtig. Man muß fühlen.«

Mendel geht ein paar Schritte, Richtung Wohnzimmertür.

»Kannst du dich an dieses Gespräch erinnern?« sagt Wessel. »Das wir bei Anna van Twickel hatten? Du sagtest, die Welt sei nicht gerecht, genausowenig wie ein Baum oder ein Haus gerecht ist.«

»Hab ich das gesagt?«

»Du hast recht. Soweit muß ich dir wohl zustimmen. Aber die Vorstellung, daß man wie irgendein Insekt ... über einen Klumpen Schlamm kriecht. Ich bin katholisch. Gehe nicht in die Kirche. Ich glaube nicht an die Heiligen. Und die Prädestination. Und dieses ganze Zeug. Aber die Vorstellung, man ist für nichts und wieder nichts auf der Welt. Es ist ...«

»Du mußt mich nicht ernst nehmen«, sagt Mendel. »Meine Vorstellung von der Welt verändert sich täglich.«

»Wenn du das so relativierst ... hast du recht.«

Wessel steht auf. Der Schatten oben an der Treppe wächst. Mendel öffnet den Mund, aber bevor er etwas sagen kann, neigt sich der Junge in der Ferne, hoch über ihm, vor und kippt steif ins Nichts. Er springt los. Als er am Fuße der Treppe steht, kommt Wessel fallend-rennend auf ihn zu.

Nach dem Aufprall ist es eine ganze Weile still.

Mendel spürt das tote Gewicht seines Freundes auf seinem Bauch. »Ich versteh dich nicht«, sagt Wessel. »Und deine Familie auch nicht. Und den Krieg nicht. Und die Schwerkraft nicht. Ich versteh gar nichts.«

In der letzten Septemberwoche trägt er den Inhalt von seines Großvaters Archiv in den Garten, wo er einen tafelförmigen Sandhaufen aufgeworfen hat. Er sichtet die Mappen, die losen Blätter und die leeren Zigarrendosen zu einem bunt zusammengewürfelten Ring. Dann gießt er eine Flasche Spiritus über das Papier und steckt es an.

Das Feuer kriecht über den Papierring, erst blau, später orange, gelb und rot. Rauch quillt empor, Blätter kräuseln sich, glänzend wie Glimmer.

»Siehe«, sagt er, auf dem Boden vor dem selbstgebauten Altar sitzend, »dies sind die Opfer, die ich darbringen werde: ein Trankopfer, ein Brandopfer und ein Schlachtopfer.«